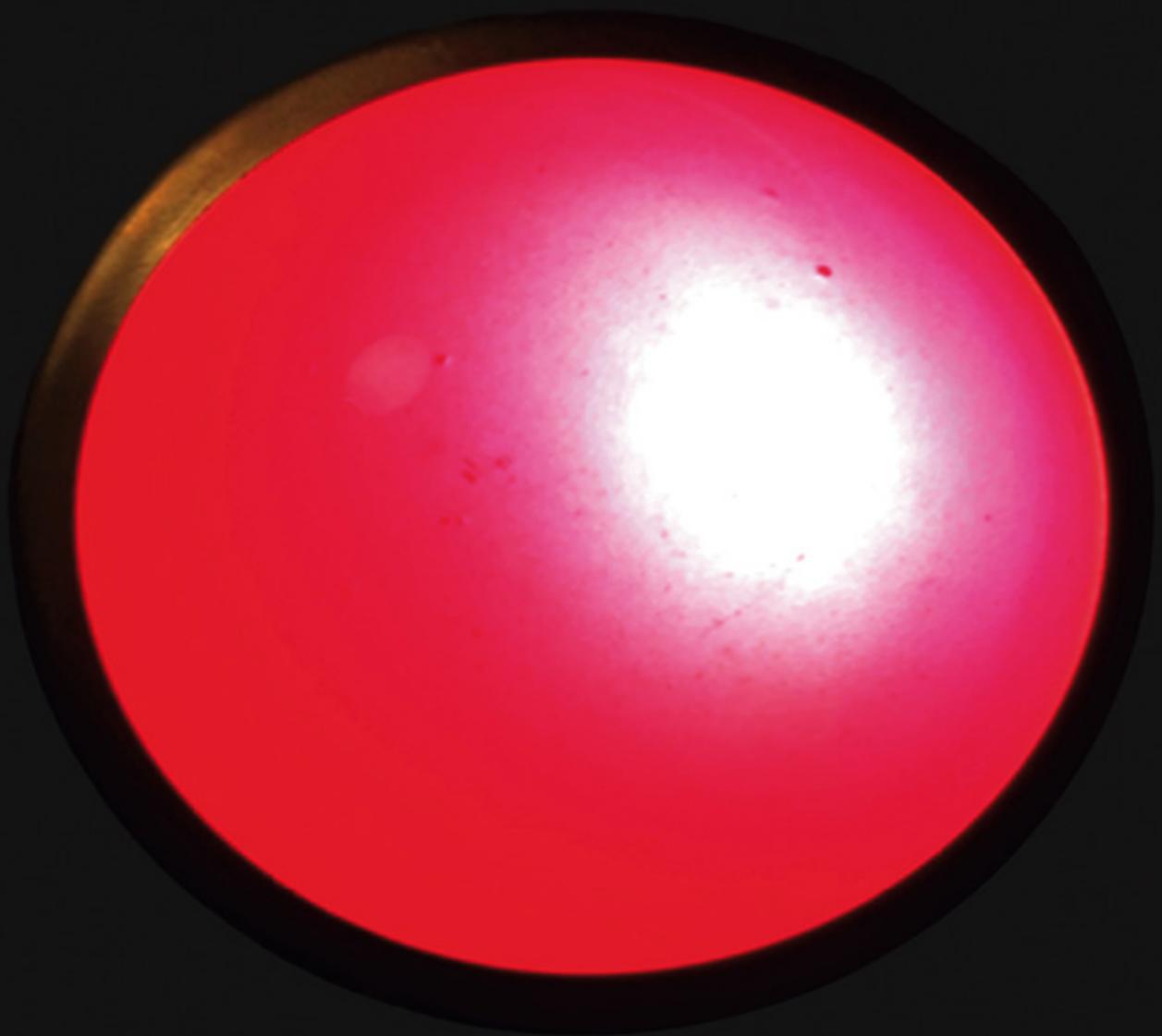


Jürgen Kolb

**Bei Rotlicht bitte
kein Wasser zapfen!**



Meine vierzig Jahre Radio

Für meinen Freund und Kollegen
Detlef Gröninger (1951-2017)

*»Ich warne Sie vor dem Funk, vor diesem Scheißkasten – vor
diesem geleckten, geschniegelten, aalglatten
Scheißkasten.«*

(Heinrich Böll: Doktor Murkes gesammeltes Schweigen)*

Anmerkung: Einige kurze Passagen des vorliegenden Textes habe ich für die Internet-Seite www.radioforen.de geschrieben. Mit meinen dortigen Beiträgen, die ich für dieses Buch in Auszügen verwendet, aktualisiert, umfassend ergänzt und aufbereitet habe, beteiligte ich mich viele Jahre lang unter dem Avatar *OnkelOtto* an der regen Diskussion über aktuelle und historische Hörfunkthemen. Die Abkürzung hr für Hessischer Rundfunk schreibt sich in der Corporate Identity des Senders klein. Diese Schreibweise habe ich übernommen. Der Text ist nicht gegendert. An passenden Stellen erfolgt die Beidnennung. Die mit Sternchen markierten Begriffe werden im Glossar am Ende des Buches erläutert.

Inhalt

„Guten Tag, meine Damen und Herren!“

Frühnachrichten aus dem Mutterleib

Im Hundehimmel

Zaghafte Schritte ins neue Medium

Es ist sechs Uhr!

Zeit und Station

Mysterium deutsche Sprache

Man nehme ein Ei oder: Wie spricht man korrektes
Deutsch?

„Fagen Fie mal Finfonie!“

Entscheidung gegen Mainz

Das Sprecherensemble

Werner Veigel lächelt

Börse, Presse, schlechtes Timing

Was ist ein Berufssprecher?

Als Mietmaul unterwegs oder: die Halpen

Freundschaften

Sendung in der Nacht

Der Stellvertreter wird's

Papa, der Idiot ist wieder dran! Oder: die Hörer

Pilot of the Airwaves

Heiner, sein Philipp und die goldische Babett

Kalte Witze und bunte Melodienreigen
Dunkle Stunden
Unter Beschuss durch schwedische Fleischklößchen
Urgestein
Der Gong
Konrad verschwindet
Ungewohnte Klänge oder: „Wer spielt hier am Vormittag
Bob Seger?“
Weitere Unbotmäßigkeiten
Hanns Verres
Die Kantine
Ihr naht Euch wieder, flatternde Gestalten
Bei Rotlicht bitte kein Wasser zapfen!
Brisante Monate
Heuhaufen first oder: Nachrichten und
Nachrichtensprache
11. September
Gibt es gute Nachrichten?
Zweimal Deutschland
Hohe Masten auf fernen Bergen
Klemmende Türen oder: „Ei, wo is'n der Sprecher?“
Die Albträume
Das Brötchen für Doktor Peinebein
Die Pause im Nichts oder: die Kulturwelle
Das Großraumflugzeug Airbums oder: Die Polizei hat
den Versprecher noch nicht gefunden
Das Showgeschäft klopft an
Ein Bier für den Regisseur

The Voice

„Ohne sie bliebe alles nur Theorie!“

Radio Gaga oder: Wie mich mein Radio an der Nase herumführt

Nicht immer eitel Sonnenschein

Abschied oder: Der Rest versendet sich

P.S.

Dank

Glossar

„Guten Tag, meine Damen und Herren!“

Verzeihung. Viel zu steif. Man kommt schwer aus seiner Haut. Ich bin Rundfunksprecher. Nein, ich *war* es. Fast vierzig Jahre lang. Dann kam die Pensionierung. Irgendwie kann man freier reden, wenn man nicht mehr *on duty* ist.

„Radiosprecher!“, werden Sie sagen. „Wow, toller Job. Ein bisschen Blabla alle Stunde, zwischendurch gemütlich in der Funkhauskantine sitzen, Kaffee trinken, Sudokus lösen.“

Genauso ist es ...

Oder Sie sagen gar nichts, weil Ihnen die Stimmen im Radio herzlich egal sind. In Kindertagen wollten Sie vielleicht noch wissen, wie die Leute in den kleinen Kasten gelangt sind. Dann verblasste jegliche Neugier. Radio ist ja so selbstverständlich. Radio ist *wie Wasser aus der Leitung*. Das Wasserwerk? Wer denkt beim Zähneputzen schon darüber nach?

Jahrzehnte habe ich in einem solchen Wasserwerk verbracht, im Funkhaus, im Sender, im *Mysterium*. Fast jeden Tag, zu jeder erdenklichen Uhrzeit. Aufstehen meist um halb drei oder halb vier. Hundemüde schlurfe ich ins Bad, blicke im Spiegel *den* an, der anderthalb Stunden später frisch und munter Tausenden oder, wenn's hoch kommt, Millionen ebenso unausgeschlafenen Hörerinnen und Hörern zu Tagesbeginn *Guten Morgen* wünschen soll – und würde am liebsten gleich wieder ins Bett.

Nachdem die Augenlider weit genug geöffnet sind und die Kaffeemaschine blubbert, teste ich meine verpennte Stimme. Was kommt da raus aus der verschlafenen Gurgel?

Kann ich *das* heute Morgen meinen Hörern zumuten? Die erwarten zu Recht Perfektion. Dafür bezahlen sie schließlich - und dafür werde *ich* bezahlt. War spät gestern Abend. Weinchen bei Freunden auf dem Balkon mit Blick über Frankfurt - mein Revier. Nein, ich lasse mir von meinem Wecker nicht vorschreiben, wann ich abends ins Bett zu gehen habe ...

Ich gähne, summe und brumme gegen die Kaffeemaschinengeräusche an, mache *Einsprechübungen*, blähe die Lippen, lasse sie flattern wie einen sehr unanständigen Pups, rufe durch meine kleine Küche: „Barbara saß nah am Abhang“ und „Bald bebt im Purpur die blonde Braut“. Die Nachbarn verhalten sich still. Ihre Leidenschaft ist unermesslich. Die Wände sind dünn.

Allmählich wird meine Stimme wacher, klingt flexibler, professioneller - trotz fröhlicher Runde am Vorabend. Noch rasch ein „Blo-blu-blü-bla-ble-bli-blei-bleu-blau“ für die verschlafenen Zungenmuskeln, dann eine Riesentasse Koffein. Vier Uhr - Küchenradio einschalten!

Auch jemand, der es jeden Tag macht, muss Radio *hören*. Der Kollege der Nachtschicht, den ich nachher zum Frühdienst ablöse, verliest die neuesten Meldungen aus aller Welt. Ich merke ihm an, dass er schon lange Stunden am Mikrofon sitzt. Nachtschichten ziehen sich. Ganz frisch klingt er nicht mehr, aber immer noch höchst professionell. Er erzählt, dass die Milchquoten den Bauern Sorgen machen. Aber nur ich höre seine leichten Anflüge von Müdigkeit. Ich kenne seine Stimme sehr genau. Seit vielen Jahren ist er ein lieber Kollege und guter Freund.

Milchquoten. Das wird also auch mein Thema sein, wenn ich Martin Schlabs in einer Stunde zur nächsten Sendung ablöse. Martin wird mich dankbar ansehen. Endlich kann er in die Federn, wird ein wenig frösteln, weil er so müde ist. Fairerweise nennt er mir noch ein paar *Indianer* aus den Nachrichtensendungen der Nacht: Eigennamen von Politikern in Kirgisien, Belutschistan oder Bayern, damit ich

sie korrekt ausspreche, falls sie in meiner Schicht noch einmal auftauchen. Dann wird er, kurz winkend, in die *örtlichen Frühnebefelder* vor dem Funkhaus verschwinden - Richtung Auto, Richtung Bett.

Frühnachrichten aus dem Mutterleib

Ein Abend im August 1961. Ich bin drei Jahre alt. Schlafenszeit. Im abgedunkelten Kinderzimmer leuchtet noch das grüne magische Auge des alten Loewe-Opta-Radios. Sonore Männerstimmen erzählen von Dingen, die ich nicht verstehe.

Oma kommt zu mir ans Bettchen. „Tja, jetzt ham' se durch Berlin eine Mauer gebaut ...“ In meiner kindlichen Vorstellung umgrenzt eine Mauer die karge Rasenfläche vor unserer Mietskaserne. Ab und zu unternehme ich dort waghalsige, tapsige Schrittchen. Ich grübele, warum man durch eine Stadt eine kniehohe Mauer zieht.

(Erste bewusste Erinnerung an das Radio)

Die Frage, wie laut ich brüllte, als ich geboren wurde, kann ich nicht mehr beantworten. Smartphones, mit denen Papa hätte mitschneiden können, warteten noch ein halbes Jahrhundert auf ihre Erfindung. Auf jeden Fall schrie ich zu früh, noch im Leibe meiner geliebten Mutter. Die Hebamme ordnete meine Art von Über-die-Welt-Kommen als *selten* ein – in jener Nacht von Samstag auf Sonntag im März 1958, drei Uhr zehn.

Woher die Luft zum Brüllen kam? Auch das weiß ich nicht mehr. Mutter jedenfalls, so berichtete sie mir später, vermeinte zwischen den Wehen kräftige Winsel-Laute wahrzunehmen. Ein trotz der anderen Umstände herbeigeführtes Gespräch mit der Hebamme förderte einen Seltenheitsquotienten von eins zu tausend zutage. Kinder, die bereits im Mutterleib alles falsch machen, sind rar.

Später - ach, viel später - grübelte ich über diesen Geburtsfehler nach und entdeckte interessante Parallelen zu meinem weiteren Leben. Mein Einsatz kam häufig zu früh. Das Gefühl für korrektes Timing blieb mir lange Jahre verwehrt. So verpatzte ich einen Luftballonstart bei der Rot-Kreuz-Aktion *Lasst tausend Karten in den Osten fliegen* im Mainzer Volkspark.

Der Vorzähler gab das Kommando, indem er einen Countdown veranstaltete: „Drei-zwo-eins-null“. Die Null war für mich nach aller Logik der Zeitpunkt, den gasgefüllten Ballon loszulassen. Wer hätte ahnen können, dass sich nach einer Pause noch ein zackiges „Start!“ anschloss? Ich gab die Schnur Sekunden zu früh frei. Mein Luftballon flatterte zunächst mutterseelenallein - Richtung Westen. Natürlich bezog ich auch die falsche Windrichtung auf mich.

Als Mainzer Junge in den Sechzigern hatte ich oft Angst. Angst im Dunkeln, Angst vor der Schule, Angst vor den Mitschülern, Angst vor den Lehrern. Schon damals nahm ich mir vor, alles besser zu machen, wenn ich selbst dereinst vor der Klasse stünde - als *guter* Pädagoge. Ich wollte Spaß am Lernen in den Unterricht bringen, freundlich zu den Schülern sein, sie vieles lehren - auf unterhaltsame Weise. Das versprach ich mir im Klassenzimmer unter dem Tisch in die eigene Hand: *Jürgen, wenn du mal Lehrer bist, wird alles anders*. Da war ich sieben oder acht.

Manche Pauker zu meiner Schulzeit ähnelten noch den skurrilen Figuren aus der *Feuerzangenbowle*. Allerdings traten sie nicht ganz so liebenswert auf. Einer am Mainzer Schloss-Gymnasium, den wir *Opa Schell* nannten, erzählte im Unterricht von seinen glorreichen Taten im Zweiten Weltkrieg.

Die Anekdoten endeten meist mit dem Hinweis, dass *wir* den Krieg gewonnen hätten, wenn die Wehrmacht *drei Panzer mehr* gehabt hätte und - natürlich - *zwei Soldaten mehr von meiner Sorte*. Für Opa Schell waren wir Schüler nichts anderes als *langhaarische Kulturbremser*. Als er stolz

berichtete, dass in den Pripjetsümpfen noch seine alten Stiefel aus dem Partisanenkampf stünden und auf dem Vesuv ein Paar seiner alten Sandalen, war meine Entscheidung endgültig gefallen. Lehrer werden. Selbst unterrichten. Deutsch und Englisch. Gymnasium natürlich. Drunter wollte ich's nicht machen.

Wegen Deutsch und Mathe war ich mal sitzen geblieben, aber nach der Ehrenrunde in der siebten Klasse wurde mir durch einen neuen jungen Pädagogen das Fach Deutsch irgendwie sympathisch - weniger die Literatur, mehr die sprachliche Seite. Nach dem Abitur begann ich ein Germanistikstudium an der Mainzer Uni und träumte vom Lehrerberuf irgendwo in der Südeifel oder in der Pfalz - an einem möglichst kleinen, idyllischen Gymnasium.

Ein Lehrer muss auch sprechen können, klar und deutlich. Und er hat runde vierzig Berufsjahre zu überstehen, ohne sich irreparable Schäden an den Stimmbändern zu holen. Permanent muss er gegen eine Klasse antönen, beim Frontalunterricht die Hintersten erreichen, ohne selbst vorne am Pult heiser zu werden. Also belegte ich innerhalb der Germanistik freiwillig auch *Sprecherziehung*. Das Wort klingt wie *Leibesübungen*.

Teilweise ist es das auch: „Legen Sie sich flach auf die Matte! Atmen Sie in den Bauch! Jetzt verdrehen Sie sich mit dem Oberkörper! Und zwar so, dass der Unterkörper liegen bleibt und Sie versuchen, mit der linken Schulter rechts auf den Boden zu kommen. Und nun atmen Sie in die Flanken! Verwringen Sie sich ...“ *Hexenschuss*.

Trotz dieser Widrigkeiten habe ich nie verstanden, dass zur pädagogischen Ausbildung der zukünftigen Lehrkräfte nicht auch eine grundlegende Atem- und Stimmschulung zwingend dazugehört.

Mein Sprechlehrer hieß Jesch, Doktor Jörg Jesch, Akademischer Oberrat, distinguirter Herr in mittleren Jahren. Jesch war ein bedachter Mann. Meist saß er auf seinem Stuhle, oft mit halb geschlossenen Augen und in

völlig entspannter Haltung, fast meditativ. Karierte Sakkos mit schwarzem Rollkragenpullover waren seine Leidenschaft – das einzig Wilde an ihm.

Jesch war *ein großes Ohr*. Er hörte seinen Studenten zu, wenn sie vortrugen. Er unterbrach dezent, nicht abrupt. „An dieser Stelle bin ich der Meinung, dass durch Ihren Vortrag die Anmutung* des Textes nicht ganz getroffen wurde, weil ...“ Nein, er kritisierte nicht einfach drauf los! Dieser Mann war in der Lage, exakt zu erklären, warum etwas nicht so saß, wie es hätte sitzen sollen und – vor allem – wie man es *besser* machen könnte. Selten bin ich in meiner Laufbahn als Radiomensch auf Leute gestoßen, die über die Fähigkeit verfügen, präzise und konstruktiv zu kritisieren, ohne auf der Seele des Gegenübers herumzutampeln.

Was wird in den Sendern mit der Psyche *gefeedbackter* Sprecher und Moderatoren nicht alles veranstaltet, weil der *Feedbackgeber* bei jeder Ahnung ist, aber glaubt – gelegentlich unter Gruppendruck –, unbedingt etwas Kritisches zu Stimme und Präsentation des Delinquenten sagen zu müssen. Oft werden diese *Spezialisten* auch noch auf dem unübersichtlichen Markt der *Radio-Berater* teuer eingekauft. Denn dann – der Sender hat ja Geld investiert – muss natürlich alles wahr sein, was diese manchmal recht dubiosen Figuren in sogenannten *Aircheck*-Runden zu bemäkeln haben.

Als dramatisch empfand ich den Fall eines Kollegen, der in einer dieser Feedbackrunden Schlimmes über sich erfuhr. Ein selbstberufener Chefkritiker dichtete dem bis dato stimmlich absolut gesunden Sprecher eine böse Fehlfunktion im Kehlkopf an. Der Kollege wurde durch den *Befund* des auf dem Gebiet der Logopädie völlig Inkompetenten derart verunsichert, dass er tatsächlich monatelang seine Stimme verlor und Hilfe bei einem Professor für Stimmheilkunde an der Uniklinik Frankfurt suchen musste. *Das Betreten fremder Seelen ist verboten!* Durch Unwissenheit, Arroganz, pfauenhaftes

Vorgesetzteneigebabe und fehlendes Einfühlungsvermögen ist schon so mancher, ehemals professioneller Radiomensch depressiv, gar berufsunfähig geworden – als heftiger Kollateralschaden *konstruktiver Kritik* im Feedback.

Nein, Jörg Jesch an der Mainzer Uni war uns Studenten gewogen und gab fundierte, immer begründete Empfehlungen, wie es besser ginge. Er verletzte nie. Außerdem war er selbst ein grandioses Vorbild. Seine Stimme klang volltönend, ruhig, warm und er artikulierte absolut präzise. Man kann diesen Meister der gesprochenen Sprache sogar auf Schallplatte hören, Drehgeschwindigkeit fünfundvierzig, großes Loch in der Mitte. Dass ich bei Jörg Jesch studieren durfte, von ihm geprägt wurde, ist ein riesiges Geschenk.

In einer seiner Veranstaltungen trug ich eine Kurzgeschichte vor: *Ein gleichgültiger Mittwoch* von Günther Weisenborn. Mitten im geschäftigen Alltag einer Großstadt fällt die Atombombe. Eine grausige, furchtbare Story. Ich interpretierte das entsetzliche Stück Literatur mit Inbrunst. Auch inhaltlich war mir die Geschichte ein Anliegen. Es war die Zeit, Ende der Siebziger, als die großen Diskussionen um die Stationierung von Atomraketen und die Aufrüstung in West und Ost immer lauter wurden.

Ich las vor, die Mitstudierenden waren mucksmäuschenstill. Die Bombe explodierte, die Welt existierte nicht mehr. Am Ende meiner kleinen Lesung herrschte im Seminarraum betroffenes Schweigen. Auch der Dozent schwieg. Unter meinen Händen hatten sich auf dem Tisch kleine Seen aus Schweiß gebildet.

Da erhob sich ein Mann um die Vierzig. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich ihn kaum wahrgenommen. Er sah nicht aus wie ein Kommilitone, trug feinen Zwirn und Seidenhalstuch. Grotteske Situation: Gerade waren wir alle mit der Atombombe in die Luft gegangen – da stand dieser Mann auf und klatschte in meine Richtung. Ich reagierte wie immer, wenn ich plötzlich im Mittelpunkt stehe. Mein Kopf

wurde zu einem roten Lampion. Der Fremde setzte sich wieder.

Nach dem Seminar kam der applaudierende Herr auf mich zu: „Verzeihen Sie, mein Name ist Friedemann Galm, ich bin Sprecher beim Hessischen Rundfunk in Frankfurt. Das hat mir sehr gut gefallen eben. Möchten Sie nicht mal eine Mikrofonprobe bei uns machen?“

Ich ahnte nicht, dass diese eine Frage und mein leises, fast verstammeltes „Äh, jaaa ...“ meinem Leben von einer Sekunde auf die andere eine neue Richtung geben würde.

Galm beriet sich mit dem Seminarleiter. Daraufhin meinte Jesch:

„Herr Kolb, kommen Sie doch einfach nachher in mein Büro und wir strukturieren das mal ein bisschen.“

*

In den nächsten Monaten kümmerten sich die beiden Männer rührend um mich. Jesch triezte mich in Atemtechnik, Stimme und korrekter deutscher Rundfunk-Aussprache, der sogenannten *Standardlautung*. Gewürzt wurde das Ganze mit den theoretischen Grundlagen der Phonetik des Deutschen. Jeden denkbaren Laut nahmen wir auseinander.

Galm verabredete sich regelmäßig mit mir in der Philosophischen Fakultät der Mainzer Uni, einem Riesenbau mit drei Innenhöfen und autobahnbreiten Gängen. Wir bimsten Texte aus der täglichen Arbeit eines Radiosprechers. Galm hatte sie aus dem Frankfurter Funkhaus mitgebracht. *Fahrplan für Sendung* stand auf den meisten, gekennzeichnet durch ein farbiges, quadratisches hr-Logo. Beeindruckend. Merkwürdig nur, die Texte waren alle mit schwungvollem Stift durchgestrichen.

Auch Friedemann Galms Stimme war ein Labsal, die eines klassischen Nachrichtensprechers: tief, elegant, ein wenig nasal, etwas dozierend auch, in bestem Sinne *glatt*. Seine Spielwiese war das Entdecken von Talenten. In seiner

späteren beruflichen Laufbahn konnte er diese Leidenschaft vertiefen. Er wurde Leiter der Ausbildungsabteilung des hr und war damit verantwortlich für den kompletten Nachwuchs des Senders. Zur Abschiedsfeier anlässlich seiner Pensionierung viele Jahre später hielt der damalige Intendant Wolfgang Lehr, bekennender Goethefan und würdiger *Lookalike* des Dichturfürsten, eine bewegende Rede. Sie endete mit dem Knittelvers: „Wo Feuer ist, ist Qualm. Wo Bildung ist, war Galm.“

Galm war es auch, der mich gleich vor ein paar unsichtbaren Felsen im Radiowasser warnte. Dass es auch ein Haifischbecken sein konnte, sollte ich erst im Lauf der Jahrzehnte erkennen.

Nebenbei studierte ich weiter Sprachwissenschaft und schlug mich mit komplizierten Grammatiktheorien herum. Zumindest tat ich so. Denn meine Gedanken drehten sich nur noch um jenen Tag, an dem mein Casting anstand – im Juni 1979.

Im Hundehimmel

„Sie sollten sich erst mal kämmen. Guten Tag. Marlene Schneider. Sprecherin und Sprecherzieherin im Hause. Ich soll Sie hier beim Pförtner abholen. Mit den Haaren müssen Sie was machen. Hinten und an der Seite zu lang. Die stehen ja ab wie ein zerfledderter Heiligenschein – und vorne haben Sie ja gar nichts mehr. Schneiden Sie doch diesen Asparagus ab!“

Ich dachte, bei der Mikroprobe ginge es um Radio. Friseur? Das wäre doch Fernsehen.

Meine Freunde Axel und Bernhard hatten mich an jenem heißen Junitag von Mainz nach Frankfurt gefahren. Nun saß ich zum ersten Mal in meinem Leben in einem Rundfunksender, im Eingangsbereich des *Funkhauses am Dornbusch*, Bertramstraße acht. Der Pförtner hatte mich in einem kleinen Glaskasten neben seiner Loge platziert, nach meinem schüchtern gehauchten Hinweis, ich sei Mikrofon-Proband.

So also sah ein Sender von innen aus! Ich blickte auf mit Blattgold belegte mächtige Säulen, gewienerte Marmorböden und einen riesigen Wandteppich mit eingearbeiteter stilisierter Windrose. Das künstlerische Webstück hing an der majestätisch gebogenen Wand der *Goldhalle*, genau in der Mitte zweier sich in großen Bögen voneinander entfernenden Treppenaufgängen. Der Bau war pompös. Besucher wurden klein. Es roch förmlich nach Weihrauch.

Funkhaus am Dornbusch. Der Name hatte mich immer fasziniert. Gelegentlich hörten wir ja auch im rheinland-

pfälzischen Mainz den Hessischen Rundfunk: *Musik zur Kaffeestunde* mit Fred Metzler oder Hanna Pfeil. Und da tauchte der poetische Name des Senders ab und zu auf. „Wir hier im *Funkhaus am Dornbusch* haben uns auch gerade einen Kaffee gekocht und freuen uns mit Ihnen, liebe Hörerinnen und Hörer, auf eine Stunde voller Musik ...“

Allerdings sucht man in der Nähe des Senders einen *Dornbusch* mit Zweigen und Stacheln vergebens. Das hr-Gelände liegt im Frankfurter Nordend, grenzt jedoch an den Stadtteil Dornbusch. *Funkhaus am Dornbusch*. Wie klangvoll, raffiniert und banal zugleich.

Marlene Schneider schob mich zum Aufzug. Sie schubste mich durch die Eingangshalle mit den imposanten goldenen Säulen. Unsere Schritte klackerten von den glatt polierten, marmornen Wänden zurück. „Das ist der Hundehimmel“, sagte Frau Schneider. Ich verstand nicht. Später klärte man mich über den Sinn der ironischen Bezeichnung auf. Im Himmel würden die Hunde gewiss ihr Beinchen an goldenen Bäumen heben.

Frau Schneider bugsierte mich in einen dunklen Gang zu einem noch dunkleren, klapprigen Fahrstuhl und wir landeten im zweiten Stock des *Rundbaus*, ein – wie der Name sagt – kreisrundes Gebäude, in dem zu jener Zeit alle Programmräume des hr untergebracht waren, vor allem die *Studios*. Nach unglaublichen Irrungen, Wirrungen und labyrinthischen Gangfluchten hielt Frau Schneider mich am Arm fest.

„Gehen Sie hier rein. Das ist eigentlich der Sprecher-Aufenthaltsraum. Heute sitzen hier Ihre Mitprobler.“

Tatsächlich. Etwa fünf zehn Damen und Herren quetschten sich auf zerschlagenem Fünfzigerjahre-Mobiliar in einem klitzekleinen Kabüffchen zusammen. Ich fand trotzdem noch Platz. Man sprach miteinander. Stimmen. Stimmen zum Niederknien!

„Daaas ist heute meine drrrritte Mikrofoooooonprobe. Ich war bereits bei Raaadio Breeeemen. Dort hatte man leider

keine Verwennndung, aber man wolle mich annnnruuuufen, wenn Kapazitääten frei würrden.“, „Sosooo! Ich war beim Südwestfunk in Baaaaden-Baaaaden. Auf einem Taaaagesausflug. Man hat mich sofort verpflichtet - für ein Schneewittchen-Hörspiel.“, „Und Sie, junger Mann?“

Man meinte mich. „Äh, ich studiere Deutsch in Mainz.“

„Bitte?“, „In Mainz, Deutsch!“, „Ah ja - viel Glück!“

Gespannte Erwartung. Man redete miteinander. Manche erzählten, was sie veranlasste, einen Mikrofontest zu machen.

Zur Auflockerung imitierte ich einen Radiosprecher: „Hier ist der Hessische Rundfunk.“

Die Probanden lachten. „Klingt fast echt“, sagte einer.

Das Schnattern unserer merkwürdigen Versammlung verstummte, als die Tür zum Räumchen aufflog und ER eintrat. Trommelwirbel, Fanfaren, Nebel aus Trockeneis ...

Denkste! Ein freundlicher älterer Herr in Hausjacke mit dicker Brille und bequemen Tretern stellte sich vor uns Prüflinge, grüßte überaus nett und sprach in die Runde:

„Hallo, ich bin Helmut Hansen, Chefsprecher des Hauses (*das Haus, des Hauses, dem Hause, im Hause* wird in diesem Buch noch häufiger auftauchen, eine über allem schwebende Instanz, von der niemand so recht weiß, wer oder was *das Haus* eigentlich ist ...) und begrüße Sie zu unserer kleinen Mikrofonprobe. Wenn Sie sich bitte auch kurz vorstellen wollen?“

Hansen hatte diverse Bewerbungsbögen in der Hand und begann, die jeweiligen Namen den Din-A4-Blättern zuzuordnen.

Vor Aufregung stammelte ich: „Jürmklp.“

„Wie bitte?“

„Jürgen, äh, Kolb.“

„Herr Kolb - aaaaah ja!“ Hansen lächelte kurz und verglich mein lebendiges Antlitz mit dem Wuselhaarpassfoto auf dem Papierbogen. „Ja, eindeutig.“

Dann ging es weiter reihum. Manche Damen und Herren waren schon bekannt, andere versuchten sich zum ersten Mal. Irgendwann pickte mich ein gewisser Herr Bollmann aus diesem Hühnerstall voller adrenalisierter Prüflinge. Aha! *Gerd Bollmann*. Merken. Wichtig.

Mit ihm ging es vom zweiten Stock in den dritten. Wieder der uralte Aufzug aus dem Vormärz. Und hier, im dritten Geschoss endlich, da waren sie: die Aufnahmestudios. Die gesamte kreisrunde Etage bestand aus Studios - und die wiederum aus jeweils zwei Räumen, einer für die Technik, mit Mischpult, Tonbandmaschinen und Plattenspielern. Durch eine Wand mit riesiger Glasscheibe getrennt: *der andere*. Dort hinein verfrachtete man mich und schloss hinter mir die dicke stählerne Doppeltür.

Gefangen im Sprecherraum. Entsetzlich kahl. Warm. Stickig. Zwei Möbel. Tisch. Stuhl. Fertig. Es roch nach Nierentisch und Petticoat und Goldfischli und Gummibaum. Aber da war nichts, was so abgestanden hätte miefen können. Es müffelte, weil hier offenbar vor Jahrzehnten das letzte Mal ein Fenster aufgegangen war. Totenstille im Raum außerdem. Gruft. Schalltot. Und: keine technische Ausrüstung, außer einem flaschenförmigen Mikrofon an einer langen Metallstange. Sie kam aus der Decke und zielte genau auf die Tischmitte. Zudem eine kleine Gegensprechanlage zum Technikraum nebenan. Seitlich am Tisch hing noch ein Kopfhörer. Das abgegriffene graue Sechzigerjahre-Modell kannte ich aus dem alten Sprachlabor des Schloss-Gymnasiums.

Mein Blick fiel auf zwei separate Knöpfe im Tisch. Der eine befand sich in gleicher Ebene mit der Tischplatte. Wenn er betätigt wurde, versank er ein paar Millimeter. *Räuspertaste*. Auf dem anderen Knopf stand *Gong*. *Der satte Gong etwa? Der, mit dem im Hessenfunk immer die Nachrichten begannen? Was würde passieren, wenn ich draufdrückte? Immerhin traute ich mich, den alten, staubigen grünen Vorhang am Fenster des Raumes ein*

wenig zuzuziehen. Die Sonne blendete. Der Vorhang duftete nach Konrad Adenauer.

„Herr Kolb, Sie haben sich gewiss mit unseren Prüfungstexten vertraut gemacht, denke ich. Dürfen wir Sie bitten, zu beginnen? Vielleicht zunächst die Nachrichten?“

Bollmanns Stimme kannte ich aus dem Radio. Nun hörte ich sie über die Gegensprechanlage aus dem Raum hinter der Glasscheibe. Bollmann klang ganz anders, als er aussah. Im Radio ein tönender Lohengrin, optisch eher das Klischee eines Finanzbeamten beim Abfassen eines Steuerbescheids.

Viele Jahre später sagte mal ein Kollege zu mir: „Würden sich die Leut' vors Funkhaus stellen und wollten bei jedem, der gerade rauskommt, die Stimme zuordnen, das gäb' ein ziemliches Durcheinander.“

Die Nachrichten also sollte ich testweise verkünden, gleich das Hochamt zu Beginn der Probe. Feuchtfingrig raschelte ich in meinen Prüfungsunterlagen. Da gab es *Pressestimmen* mit Kommentaren der Tageszeitungen, außerdem ein schwerer Ansagetext zu noch schwererer Musik, eine saloppe Jazzmoderation à la *Monty Alexander hat den Swing mit Suppenlöffeln gegessen*, ein riesiges Heft mit dem Radioprogramm und tatsächlich einige Meldungen der Nachrichtenabteilung.

„Und bitte!“

Ich sah durch die große Trennscheibe. Die junge, liebevolle Tontechnikerin, Renate, wie sie mir zu Beginn der Probe verriet, startete das Aufnahmeband. Ein rotes Lämpchen in der Tischplatte glomm auf und ich plapperte los, irgendetwas über Bundeskanzler Schmidt und Kabinett und Rente. Über Tornados in Amerika, Transitgespräche mit der DDR und die kunsthistorische Bedeutung der Marienkirche in Gelnhausen. Während meines Vortrags dachte ich an alles, nur nicht an den Inhalt der Texte. Meine Stimme kam mir vor wie gequetschter Kastratengesang, meine Aussprache tönte in meinen Ohren wie die eines Mainzer Büttenredners. Kurz, ich glaubte, alles vergessen zu

haben, was mir meine Lehrer Jesch und Galm beigebracht hatten.

„Danke!“

Ich blickte auf und sah zur Technik. Nichts regte sich auf der anderen Seite. Gespanntes Warten.

Dann schließlich schob sich Bollmann in mein Blickfeld und nahm mit mir über die Gegensprechanlage wieder Kontakt auf.

„Machen Sie mal eine Programmvorschau.“

Hui – Programmvorschau. Zwischenzeitlich hatte ich den Sprechertisch vollgetropft. Hastig durchwühlte ich die Unterlagen und entdeckte das Heft mit den Radiosendungen der Woche.

„Lesen Sie mal was aus der Programmfahne und stellen Sie mit eigenen Worten eine kleine Vorschau zusammen.“

Programmfahne. Das konnte nur jenes breite, unhandliche Papierheft von der halben Größe einer Autotür sein, mit dem dicken blauen hr-Aufdruck.

Feierlich hub ich an:

„Hier ein kurzer Überblick über die weiteren Sendungen des Tages. Wir beginnen zunächst mit den Pressestimmen. Dann, meine Damen und Herren, hören Sie den Kinderfunk. Freuen Sie sich heute Abend auf *Vom Geist der Zeit*. Anschließend unterhalten wir Sie mit Operettenmu...“

„Halt!“, grätschte Bollmann über die Gegensprechanlage dazwischen. „*Vom Geist der Zeit* ist eine kulturpolitische Sendung. Darauf kann man sich nicht *freuen*, Herr Kolb.“

Gut, dachte ich, dann freuen wir uns eben nicht und wählte eine etwas gediegenere Formulierung. In der Zwischenzeit hatte auch der Chefsprecher höchstselbst den Technikraum betreten und musterte mich durch die Scheibe.

Hansen war ein unglaublich lieber älterer Herr. Aber irgendwas musste ihn ja zum Chefsprecher qualifiziert haben, zum Vorgesetzten, zum Sendegott. Also: Obacht! Meine Aufregung jedenfalls stieg ins Unermessliche, zumal auch Marlene Schneider immer wieder durch die

Rahmenscheibe guckte und ihr Gesicht beredte Ausdruckslosigkeit signalisierte. Pokerface. Man wollte mich nicht ahnen lassen, ob es gefiel, was ich da abzog. Ich fand mich schrecklich.

Nach weiteren gefühlten Stunden des Vorlesens und Extemporierens öffnete sich meine Studiotür und Hansen trat ein.

„Herr Kolb, wir wissen einfach noch nicht, ob Sie für uns als Nachwuchssprecher geeignet sind. Die Anlagen immerhin sind ohne Zweifel vorhanden. Haben Sie denn auch einen eigenen Text mitgebracht, den Sie uns vortragen wollen?“

Kultivierter Herr, dieser Hansen, dachte ich. Natürlich hatte ich meine Kurzgeschichte vom *Gleichgültigen Mittwoch* dabei.

„Ja, etwas von Günther Weisenborn.“

Durch wissendes Nicken deutete Hansen an, dass ihm der Autor selbstverständlich bekannt sei. Ich war beeindruckt. Jahre später gestand er mir, dass er noch nie etwas von Weisenborn gelesen hatte.

„Das müssen Sie aber jetzt nicht mehr vortragen. Ich wollte nur sehen, welche Art von Literatur Sie bevorzugen. Wir melden uns bei Ihnen, wir haben ja Ihre Adresse.“

An der frischen Luft vor dem Funkhaus hatten meine Freunde geduldig auf mich gewartet. Wir wanderten durch einen kleinen Park zum *Wienerwald*-Restaurant, ließen uns nieder und aßen halbe Hähnchen. Ich war mir sicher, dass ich *das Haus* in der Frankfurter Bertramstraße nie wieder betreten würde.

*

Irgendwann im Spätsommer 1979 kam Post von *Frau Marlene Schneider*, mitten in den Semesterferien. Die Mikroprobe beim hr hatte ich schon fast vergessen. Frau

Schneider schickte mir eine mit grünem Filzstift bekrakelte Ansichtskarte von Frankfurt:

Wir haben für Sie nochmals eine individuelle Mikrofonprobe angesetzt. Bitte erscheinen Sie am kommenden Mittwoch um elf Uhr.

Irgendwie fand ich dieses formlose Kärtchen aus der öffentlichrechtlichen Anstalt cool.

Diesmal empfing mich Frau Schneider in Maßen verbindlicher. Meine langen Spaghettihaare hatte ich mir inzwischen etwas kürzen lassen. Wieder Gänge, Aufzüge, Studio im dritten Stock.

„Machen Sie mal eine Verkehrsmeldung!“

Ich las vor: „... kommt es wegen *Klatteis* zu Behinderungen.“

„Wegen WAS?“

„*Klatteis*.“

„Herr Kolb, also bitte! Das müssten Sie aber wissen: *Gelatteis*. Ein weiches *G*. Denken Sie sich bitte hinter das *G* ein kleines *e*!“

„*Geeeeeeelatteis*.“

„Herr Kolb, Herr Kolb, nicht so stark. *Gelatteis*, weich. Das können Sie doch.“

Vielleicht lag es an den circa fünfunddreißig Grad Studiotemperatur, dass mir das *Gelatteis* nicht so recht über die Lippen flutschen wollte.

Frau Schneider quälte mich weiter: „Ich würde gerne Ihre Atmung überprüfen. Stellen Sie sich mal hin. Ich komme zu Ihnen rüber.“

Wie eine Kerze richtete ich mich auf und bezog Stellung neben dem Sprechertisch. Frau Schneider enterte mein Studio, stürmte auf mich zu, packte mir in die Flanken.

„Atmen Sie mal in meine Hände.“

Ich tat wie geheißen und versuchte, die Luft in die Seiten unterhalb meiner Rippen zu quetschen.

„Naja, Tiefatmung ist das noch nicht. Da geht noch mehr. Fassen Sie *mir* mal an die Hüften.“

Nun wollte mir Marlene Schneider zeigen, wie sie nach Jahrzehnten als Schauspielerin und Rundfunksprecherin zu atmen in der Lage war. Das Problem - ich fand ihre Hüften nicht. Diese waren nach eben jenen Jahrzehnten - euphemistisch gesprochen - durch hinzu gewonnene plastische Körperlichkeit weggetarnt worden.

Auf jeden Fall atmete Frau Schneider rhythmisch und ich spielte ihr mit frech gelogenem Nicken Erkenntnis vor:

„Ah ja, ich spür's!“

„Na also, Herr Kolb! *So* atmet man.“

Irgendwann war's die Schneiderin zufrieden. Auch fühlte ich mich während der gesamten Probe viel entspannter als bei der ersten, denn mein Studium machte immer mehr Spaß und das Radio-Casting war mir relativ gleichgültig geworden. Wenn nicht, dann eben nicht.

„Wir würden Sie gerne als Verkehrssprecher ausprobieren - in unserem dritten Programm.“

Wumm! Verkehrssprecher.

„Können Sie nächste Woche mal vorbeikommen? Herr Bollmann hat dann Sendung und würde sich ein bisschen um Sie kümmern.“

Zaghafte Schritte ins neue Medium

Die Live-Schaltzentrale des hessischen Radios befand sich in den Endsiebziger im ersten und zweiten Stockwerk des futuristischen Rundbaus an der Frankfurter Bertramstraße. Hier funkten die Wellen, hier saßen die Sprecher und Moderatoren, hier residierte die Verkehrsredaktion, hier lag der gut versteckte zentrale Schaltraum. Und immer wieder dieser Irrgarten aus gebogenen, ehemals weiß gekalkten Gängen mit abgewetzten Wänden und abrupt endenden Sackgassen.

Doppelte Stahlverschläge bildeten die Türen, fast wie auf einem U-Boot. Und tatsächlich besaßen sie große, kreisrunde Gucklöcher. Alles rein funktional. Eine gewisse *Gemütlichkeit* fand sich nur in den kleinen Oasen der Aufenthaltsräume. Vielleicht musste man dieser Dominanz von Technik einfach etwas entgegensetzen, um Mensch zu bleiben.

Und so kontrastierten mit der kalten technikgespickten Umwelt nur ein Zimmer weiter Kunstblumen, Tropfkerzen, Häkeltischdeckchen, Strickmützen für Kaffeekannen, zerschlissene Omasofas und schwere Ledersessel aus den Zwanzigerjahren. Die Sendestudios hingegen: Fast klinisch anmutende Technikräume mit riesigem Mischpult, gusseisernen Plattenspielern und Tonbandmaschinen, groß wie Kleidertruhen. Von der sogenannten *Senderegie* abgehend zwei *Sprecherräume* mit Tisch, Stuhl und Mikrofon aus den Sechzigern. Kühl und kahl wie auf dem Mars. Dass hier *Menschen* zur Ansage Platz nahmen, erkannte man an einem flauschigen roten Wollschleifchen um die

Mikrofonstange und an der selbstgetöpferten Vase mit der verstaubten Plastiknelke neben der Räuspertaste.

Es gab jedoch Räume im Sender, die moderner ausgestattet waren. Der Geist der Achtziger hielt allmählich Einzug. In einem solchen neu errichteten *Sendekomplex** saß Gerd Bollmann. Er hatte *hr3-Schicht* im Studio *TTR 8**.

„Tschuldigen Sie, Herr Kolb, wir sind ausgelagert. Das eigentliche Studio KD wird gerade renoviert.“

Aha!

Zu jener Zeit waren die Tätigkeiten der Sprecher und die der Unterhaltungsmoderatoren strikt getrennt. Der Sprecher verlas die Verkehrshinweise und durfte akribische Zeitansagen machen - *mittlerweile 17 Uhr 38, acht Minuten nach halb sechs* - und höchstens ab und zu mal ein Musikstück ansagen. Dann aber hatte er zu schweigen. Denn der *Moderator* war der Star.

„Und jetzt wechseln wir erst mal ins Verkehrsstudio zum Überblick über die aktuelle Verkehrslage. Viel los auf Hessens Straßen“, plauderte ein fröhlicher Thomas Koschwitz ins Mikrofon.

Sprecher Bollmann setzte sich mit Kopfhörer in Positur, ein rotes Licht erstrahlte, Bollmann drückte einen Knopf auf seinem Tisch, es ertönte eine Fanfare: Táta Táta taaaaa - schnipp - schnipp - schnipp. Und Bollmann sprach ins Mikrofon: „Hier ist hr3, die Servicewelle aus Frankfurt. Von folgenden Strecken liegen uns Verkehrsbehinderungen vor ...“

Dann begann ein endloses Aufzählen von Staus auf hessischen und außerhessischen Autobahnen, Bundes- und Landesstraßen. Der nervige Inhalt, den Bollmann von einem dicken Stapel DIN-A4-Blätter ablas, war mir egal. Mir ging es um dieses grandiose Erlebnis einer Livesendung mit *Sprecher*. Ich war völlig angefixt. Was dieser Mann, nur eine Armlänge von mir entfernt, gerade ins Mikrofon erzählte, hörte man weit über Hessens Landesgrenzen hinaus im Radio. Wenn ich jetzt husten müsste! Mein Gott!

„Wollen *Sie* mal?“ Bollmann drehte sich zu mir. Er hatte seine Durchsage beendet, der karobehemdete Vollbart Thomas Koschwitz im Nachbarstudio übernahm wieder und präsentierte den nächsten Pophit.

„Ich? Heute?“ Herzrasen. „Darf ich erst noch mal zugucken?“

„Ja, natürlich. Ich will Sie nicht drängen, aber irgendwann müssen Sie ran. Will Sie ja auch mal live hören, Herr Kolb.“

An diesem Tag jedenfalls fehlte mir noch aller Mut. Und *Bolle*, wie mein Mentor von vielen durchaus mit Respekt genannt wurde, gewährte Schonfrist. Aber der Sog, diese magische Anziehungskraft, die das Medium auf mich auszuüben begann, wurde immer heftiger.

*

Einige Male noch durfte ich bei Bollmann *den Verkehr* verfolgen. Manchmal übte er mit mir die Meldungen. Ich erfuhr, dass man eine Landesstraße mit der vierstelligen Bezifferung 3028 *Dreißig Achtundzwanzig* spricht, dass AS Anschlussstelle bedeutet, dass man bei einer Warnmeldung vor Krötenwanderungen nicht grinsen sollte und vor allem – dass erboste Hörer anrufen, wenn ihr Heimatort nicht *korrekt* ausgesprochen wird.

„Das kann schon mal fatal werden“, meinte Bollmann. „Da kennen die keinen Spaß. Wussten Sie, Herr Kolb, dass man *Herbstein* auf der zweiten Silbe betont und *Guxhagen* auf der ersten? Sehen Sie! Schauen Sie lieber dreimal nach, bevor irgendwas Falsches über den Sender geht.“

Heidewitzka! Diese Urankst, dass *irgendetwas Falsches über den Sender geht*, überhaupt irgendetwas nicht korrekt ausgeführt, gar in den Sand gesetzt wird, diese Angst saß mir tatsächlich als grausamer Begleiter das gesamte Berufsleben über im Nacken.

Allmählich entwickelte ich allerdings ein Gespür für mögliche Fallen, zum Beispiel bei der Aussprache von

Namen. Moment mal! Heißt es wirklich *Caracas* mit der Betonung auf der ersten Silbe? Nennen die Australier ihre Hauptstadt tatsächlich *Canberra* mit der Betonung auf Silbe Zwei? Wie ist es mit Vancouver? Wird das Wort *Desaster* wirklich mit langem *aaaa* gesprochen? Waren Sie schon mal in Covent Garden? Dann hätten Sie sich mit *Kawwent Garden* keine Freunde gemacht. Vielleicht hätte der gesamte Commonwealth - oder *Kammenwealth?* - kurz freundlich gegrinst.

Der Griff zum Ausspracheduden wurde zur Zwangshandlung. Oft genug bestätigte sich meine Vorahnung, doch besser noch mal nachgeguckt zu haben.

*

Am ersten hr3-Tag mit Bollmann fungierte ein junger Mann als Läuferbote zwischen der Verkehrsredaktion und dem rund fünfzig Meter entfernten Sendestudio TTR 8. Eine elende Rennerei. In der Redaktion wurden die Meldungen, die von der Polizei, dem ADAC und anderen Institutionen telefonisch oder via Fernschreiber kamen, aufgenommen und mit elektrischen Schreibmaschinen in Form gebracht. Je nach Wichtigkeit hatte eine studentische Aushilfskraft die Blätter dem Sprecher sofort oder auch erst zur nächsten regulären Verkehrsübersicht ins Studio zu bringen. *Geisterfahrer* allerdings mussten innerhalb von Sekunden *auf den Sender*. Dann riss der abgehetzte Läufer auch während der Ansagen und Moderationen bei geöffnetem Mikrofon die Tür auf und knallte den *Geist* auf den Sprechertisch.

„Soeben erreicht uns folgende Meldung aus der Verkehrsredaktion: Achtung Autofahrer, auf der Autobahn A3 Frankfurt-Würzburg, Richtung Würzburg, kommt Ihnen in Höhe Aschaffenburg vermutlich ein Fahrzeug entgegen. Bitte fahren Sie äußerst rechts und überholen Sie nicht! Wir